

Christoph Theobald SJ

Christentum als Stil

Thesen zum epistemologischen Hintergrund des Ansatzes

1 Exegetischer Hintergrund

1.1 Eine stilistische Wesensbestimmung des Christentums setzt ein *genetisches Verständnis* des Urchristentums voraus, das allein mit Hilfe der historisch-kritischen Exegese erarbeitet werden kann; pragmatische und narratologische Perspektiven müssen in diesen historischen Ansatz eingearbeitet werden. Nur wenn der Unterschied zwischen dem historischen Jesus und seiner „Bewegung“ auf der einen Seite und der in der Auferstehungserfahrung der Jünger gründenden Urgemeinde auf der anderen Seite sichtbar wird, kann auch das schöpferische Potenzial der Kirche und ihr vielförmiger Institutionalisierungsprozess – gegen eine vorschnelle Dogmatisierung oder Verrechtlichung („göttliches Recht“) des „Ursprungs“ – zum Zuge kommen.

1.2 Das Faktum, dass Jesus nichts geschrieben hat, die Gründe dieses Fehlens und die Schriftwerdung des Christentums gelten uns als *theologisches Prinzip*, mit dessen Hilfe die Genese des Christentums (Ekklesiogenese) entschlüsselt werden kann. Das paradoxe Verhältnis Jesu und des Apostels Paulus zur *Schrift* ihres Volkes bietet den notwendigen Hintergrund dieser Aufschlüsselung: 1. Jesus und Paulus teilen mit ihren Zeitgenossen die Schriften (Gesetz, Propheten und andere Schriften); diese bilden die ihnen gemeinsame Welt und konstituieren ihre Interpretationsgemeinschaft; 2. „Aufhebung“ der Autorität der Schrift *als* Schrift (auch der Teufel kann die Schrift zitieren) zugunsten einer „Gegenwart“ (*parousia*; Phil 1,25 f.) der

Partner in einem neuartigen *Begegnungsgeschehen*, in dem jeweils dies oder jenes „Ereignis“ letzte Autorität gewinnt (und als Voraussetzung des Schriftverständnisses funktioniert); 3. Erfindung einer neuen Art von „Schrift“, die ganz im Dienste dieser apostolischen *Parousia* steht und auf Enthüllung des Gottesreiches und Konversion hin orientiert ist; eine Enthüllung des „Neuen“, das sich innerhalb der gemeinsamen Welt aller ereignet, diese aber im gleichen Atemzug „alt“ werden lässt.

1.3 Dieses Prinzip neutestamentlicher *Schriftwerdung* kann, ausgehend von den jesuanischen Gleichnissen, an den verschiedenen *Genera* des Neuen Testaments abgelesen werden: paulinische Briefe – Evangelien – Johannesapokalypse. Die in diese Genera integrierte „Reflexivität“ macht deutlich, dass sich die neutestamentlichen Schriftsteller der theologischen Ambivalenz allen „Schreibens“ bewusst sind („der Buchstabe tötet ...“) und – zumindest implizit – einer generativen Regel christlichen Schreibens folgen.

2 Philosophische Voraussetzungen

2.1 Das auf diese Weise dokumentierte vor- und nachösterliche Begegnungs- und Beziehungsgeschehen „widersetzt“ sich sowohl einem *rein* hermeneutischen wie auch einem *rein* phänomenologischen Zugang. Die von Schleiermacher inaugurierte *hermeneutische Tradition* beruht auf dem lutherischen „Sola scriptura“; sie tendiert dahin, die Frage nach dem „partikularen

Wesen“ des Christentums auf die Interpretation seiner *Werke* zu reduzieren und erst in einem zweiten Schritt die „jesuanische Grundfarbe“ – Schleiermacher spricht in Bezug auf die platonische Schule von deren „sokratischer Grundfarbe“ – oder die „von Christus ausgehende einigende Kraft“ zu denken (Kanon- und Inspirationsproblematik). Die phänomenologische Tradition von Balthasar geht demgegenüber direkt von „der Figur göttlicher Offenbarung in der Geschichte“ aus, mit „Christus als Prinzip und Ziel“, wobei sie die moderne historische Kritik *der* Texte und deren hermeneutisch-theologische Aneignung umgeht. Das Gegenüber dieser beiden Traditionen reproduziert die für unsere Epoche so charakteristische Spannung zwischen der „alltäglichen Lebenswelt“ und den „Werken des Geistes“, samt deren Expertenkulturen, die sich auf ihrem Boden herausbilden (Habermas).

2.2 Eine „neutestamentliche“ Stilistik kann sich nicht allein einer dieser beiden Traditionen verschreiben. Der Stil der neutestamentlichen Texte definiert sich nämlich durch die ihnen innewohnende Möglichkeit, erneut *das ankommen zu lassen*, was sich zwischen Jesus und denen ereignete, deren Weg er kreuzte, samt ihrer *eigenen Art und Weise* die Welt zu bewohnen (M. Merleau-Ponty).

3 Historisch-kultureller Hintergrund

3.1 Ein entscheidendes Hindernis auf dem Weg zu einem stilistischen Verständnis des Christentums ist das „dogmatische“ Paradigma, das sich im posttridentinischen Katholizismus herausgebildet hat und vom Vatikanum I und der postmodernistischen Enzyklika *Humani generis* (1950) kodifiziert wurde. Es stipuliert die enge Verbin-

dung zwischen dem Dogma in seiner immer differenzierteren Verästelung (Dogma, Moral, Recht und Liturgie) und einer katholischen *Weltanschauung*. Diese Weltanschauung löst sich durch die innere, von der Modernität initiierte Säkularisierung und durch den Individualismus, die Entinstitutionalisierung der Subjekte, den Probabilismus und den radikalen Pluralismus der Weltkonzepte in der Postmoderne schrittweise auf oder wird zu einer kommunitaristischen Binnenkultur.

3.2 Gleichzeitig wirft die katholische Theologie des 19. Jahrhunderts und das Erste Vatikanum die Frage nach der *Form* des Glaubens als *rationabile obsequium* auf, verbunden mit der Suche nach der dem Glauben angemessenen Rationalität und Freiheit. Mit der *Form* des Katholischen ist gleichzeitig die Problematik der Glaubwürdigkeit angesprochen. Johannes XXIII. (*Gaudet Mater Ecclesia*) und das Vatikanum II greifen diese Frage nach der glaubwürdigen Form des Katholizismus auf: Die dogmatische Form des Christentums wird keineswegs aufgegeben; allerdings muss sie nunmehr *in* die „pastorale Form“ – Johannes XXIII. prägt den Begriff des „pastoralen Stils“ – integriert werden. Diese Form impliziert die prinzipielle Relationalität des Traditionsgeschehens, die Historizität und kulturelle Pluralität der *Tradentes* und des *Tradendum* und die schöpferische Lernfähigkeit der Kirche als Kommunikationsgemeinschaft (*renovatio – reformatio*).

3.3 Das stilistische Paradigma versteht sich als konsequente Weiterführung der vom Vatikanum II inaugurierten „Pastoralität“: es liest die Schriften als Matrix heutiger Ekklesiogenese; es hat ökumenische und interreligiöse Konsequenzen und versteht sich grundsätzlich als Dienst an der inneren Erneuerung des „sozialen Bandes“. Sein Fokus ist die Frage der Form christlichen Daseins und deren Glaubwürdigkeit.

4 Der Fächerkanon der Theologie

4.1 Man kann sich heute weiterhin auf das von Johann Sebastian Drey und Friedrich Schleiermacher verfasste Konzept berufen: das *Dreieck* der historischen, der praktischen und der „normativen“ Theologie (Religionsphilosophie und Dogmatik).

4.2 Der historisch-genealogische Aspekt (vgl. oben 1.1) muss eine besondere Bedeutung in diesem Schematismus bekommen.

4.3 Seit dem 13. Jahrhundert trennt die theologische Epistemologie und Lehre der theologischen „Orte“ die spekulative und die spirituelle Theologie. Der stilistische Zugang zum Wesen des Christentums führt heute dazu, diese beiden theologischen Perspektiven zu vereinen. Solche „Versöhnung“ ist nicht nur der Hintergrund des seit der Modernismuskrise von der Theologie rezipierten „Erfahrungsbegriffs“, sondern auch eine Forderung des zu Beginn eingeführten Verständnisses des Christentums als ganz bestimmtes *Begegnungs-* und *Beziehungsgeschehen* in der Welt: Der christologische Aspekt dieses Geschehens würde ohne seinen pneumatologischen Aspekt aus der Geschichte verschwinden.

4.4 Wenn sich die biblische und theologische Stilistik an den großen und kleinen *Genera* des Neuen Testaments ablesen lässt, dann muss auch den Hymnen und der Doxologie (Liturgie) ein bestimmter Platz im Fächerkanon der Theologie eingeräumt werden. Die fundamentaltheologische Frage *nach der Wahrheit der göttlichen Offenbarung in der Geschichte* bleibt innerhalb eines stilistischen Zugangs zum Christentum letztlich an diese *Form* der Doxologie gebunden, in der *Gott selbst* – dank einer radikalen Umkehrung der Perspektive des Glaubenden – Subjekt seines „Planes“ (*Prothesis tou Theou – oeconomia*) „wird“.

5 Gastfreundschaft und messianische Heiligkeit Jesu

5.1 Im Rahmen der Phänomenologie und der Hermeneutik lässt sich der Stilbegriff auf die drei folgenden Elemente zurückführen: (1) *Singularität* eines Werkes oder die *einzigartige* Gestaltungskraft seines Autors; (2) *Begegnungsgeschehen*, in dem der Betrachter, Hörer oder Leser sich auf den schöpferischen Vorgang der künstlerischen Formgebung selbst einlässt; (3) *Art und Weise die Welt zu bewohnen*: „Jeder Stil ist eine Ausformung der Elemente der Welt, welche es erlauben, diese in Richtung einer ihrer wesentlichen Anteile zu orientieren“ (Merleau-Ponty). Vor diesem Hintergrund muss das Christentum sowohl anthropologisch-universal wie auch in seiner theologalen Einzigartigkeit bestimmt werden. Die beiden Begriffe von „Gastfreundschaft“ und „messianischer Heiligkeit“ dienen diesem Ziel.

5.2.1 Hinsichtlich der „Gastfreundschaft“ kann man auf die von E. Benveniste vorgelegten Analysen des Grundvokabulars der indoeuropäischen Institutionen zurückgreifen. In ihrer weiteren Entwicklung bei J. Derrida (*Von der Gastfreundschaft*) erscheint nicht nur der ambivalente Status des *Fremden*, der sowohl als Gast (*hospes*) wie auch als Feind (*hostis*) an der Türschwelle auftauchen kann, sondern auch die *antinomische* Struktur aller Gastfreundschaft, die grundsätzlich unbedingt ist, gleichzeitig aber unter jeweils bestimmten kulturellen Bedingungen gewährt wird. In den jüdisch-christlichen Schriften spielt sie eine zentrale Rolle: „Vergesst die Gastfreundschaft nicht; denn durch sie haben einige, ohne es zu ahnen, Engel beherbergt!“ (Hebr 13,2) – mit einer Anspielung auf das strukturell wichtige Triptik von Genesis 18 und 19. Der Lebensweg Jesu kann – wie bei Lukas – weitgehend unter diesem doppelten Gesichtspunkt verstanden wer-

den. Jesus nimmt nicht nur die Unbedingtheit der Gastfreundschaft, auch dem Feind gegenüber, auf sich – „Doch siehe, die Hand dessen, der mich ausliefert, ist mit mir am Tisch.“ (Lk 22,21; Ps 41,10) –; er überschreitet auch *in actu* immer wieder von neuem die dem Nachdenkenden sich zeigende Antinomie zwischen historisch-kultureller Bedingtheit und Unbedingtheit (Gesetz und Evangelium). Jesuanische Gastfreundschaft bringt gleichzeitig Heilung von Taubheit und Blindheit mit sich, sie entwaffnet Gewalt und befähigt den Fremden – indem sie ihn zum „Nächsten“ macht – selbst unbedingte Gastfreundschaft zu praktizieren.

5.2.2 Die der Schrift eigentümliche Begrifflichkeit der „Heiligkeit“ – die französische Sprache unterscheidet hier (wie auch E. Levinas) zwischen „saint“ und „sacré“ – kann als theologische Interpretation der anthropologischen Gegebenheit der Gastfreundschaft verstanden werden; eine Interpretation, welche die soeben erwähnte Antinomie nicht einfach auflöst, sie aber in einer bestimmten Weise lebbar macht. Drei Aspekte der Heiligkeit – die bereits in den jüdischen Schriften (Altes Testament) als Gottes ureigenes Attribut dem Volk Gottes mitgeteilt wird – sind hier auf engste zu verbinden: (1) Konkordanz mit

sich selbst; (2) Erfüllung der goldenen Regel (in aktiver Sympathie und in aktivem Mitleid); (3) ein neues Verhältnis zum eigenen Tod (vgl. Hebr 2,10–18).

5.3.1 Die *Einzigkeit* Jesu wird im Vollzug seiner radikalen Gastfreundschaft und auf seinem Weg zum Tode unterscheidbar: „Niemand entreißt mir das Leben, sondern ich gebe es aus freiem Willen hin.“ (Joh 10,18). Seine Auferstehung ist die Bestätigung dieser von Gott den Menschen mitgeteilten Heiligkeit. Der „archaische“ Messiasstiel – „Du bist der Heilige Gottes“ (Joh 6,69; vgl. auch Mk 1,24 und Apg 2,27) – fasst diese radikal menschliche *und* theologale Gegebenheit zusammen.

5.3.2 Die „Einzigkeit“ ist auch in der griechischen Sprache ein ambivalenter Begriff: *monos* bedeutet sowohl „einzig“ (vgl. Joh 1,18) wie auch „allein“ (vgl. Joh 8,16). Die Einzigartigkeit kann zu Einsamkeit und Sterilität führen; sie kann aber auch – durch Tod und freie Hingabe hindurch – in Fruchtbarkeit verwandelt werden: „Amen, amen, ich sage euch: Wenn das Weizenkorn nicht in die Erde fällt und stirbt, bleibt es allein (*monos*); wenn es aber stirbt, bringt es reiche Frucht“ (Joh 12,24). Die Einzigartigkeit Jesu, des Heiligen Gottes, besteht demnach darin, eine Vielfalt von Einzigen ins Leben zu rufen, sie auf diese Weise miteinander zu verbinden und ihnen ein neues Verhältnis zur Erde als Gastgeberin zu vermitteln (Erde als Erbschaft). Genau diese drei Merkmale – Einzigartigkeit der jesuanischen Gestalt; Beziehungs- und Begegnungsgeschehen, das die Empfänger in den schöpferischen Vorgang der Lebensgestaltung einbezieht; neues Verhältnis zum Tod und zur Welt – werden durch einen stilistischen Zugang zum Wesen des Christentums in der Welt und allein durch diesen sichtbar, lebbar und denkbar.

Literaturhinweis:

Christoph Theobald, *Le christianisme comme style. Une manière de faire de la théologie en postmodernité*. Zwei Bände (Cogitatio fidei 260 und 261), Paris 2007.

Christoph Theobald, *Selon l'Esprit de sainteté. Genèse d'une théologie systématique* (Cogitatio Fidei 296), Paris 2015.

Christoph Theobald, *Christentum als Stil*. Für ein zeitgemäßes Glaubensverständnis in Europa, Freiburg i. Br.–Basel–Wien 2018.
